

Manfred Sapper

Qualität eigener Art

Osteuropa zwischen allen Stühlen

Mit OSTEUROPA ist das so eine Sache. Vielen Wissenschaftlern ist OSTEUROPA nicht akademisch genug. Journalisten ist OSTEUROPA zu akademisch. Für Politiker, Diplomaten und Ministerialreferenten sind die Texte zu wenig „operativ“. Und für den Einsatz in der Lehre und der politischen Bildung gelten sie mitunter als zu anspruchsvoll. Überhaupt der Anspruch: Vor allem an der Frage, ob OSTEUROPA denn eine „wissenschaftliche Zeitschrift“ sei, scheiden sich die Geister. Die VG Wort, aus Geschäftsgründen zur Beantwortung dieser Frage verpflichtet, kam im Jahr 2005 zu dem Ergebnis, dass OSTEUROPA nicht unter die Zeitschriften-Rubrik „Wissenschaft“ fällt, sondern in den Bereich „Publikumszeitschrift“ – so wie Cicero, Cosmopolitan oder Landlust!

Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aller Disziplinen, die in OSTEUROPA einen Text veröffentlichen, können seither bei der VG Wort keine Tantiemen für eine „wissenschaftliche Publikation“ mehr geltend machen. Begründung? Die „Themenbezogenheit“ von OSTEUROPA sei zu breit. Im Klartext nahm die „wissenschaftliche Kommission“ der VG Wort wohl daran Anstoß, dass in OSTEUROPA historiographische Texte neben rechtswissenschaftlichen, politikwissenschaftliche neben soziologischen, ethnologische neben literaturwissenschaftlichen oder musikwissenschaftliche neben religionswissenschaftlichen erscheinen. Was das heißt, lässt sich an einem beliebigen Themenheft illustrieren. Dass OSTEUROPA zum Beispiel die „Leningrader Blockade“ (OE 8–9/2011) so behandelt, dass sie das Ereignis in den Rahmen des deutschen Vernichtungskrieges ab 1939 gegen Polen bzw. 1941 gegen die Sowjetunion einbettet, nach der Stellung der Blockade in der russischen und in der deutschen Erinnerungskultur fragt, Quellen zur Versorgungslage der Bevölkerung und zum Kannibalismus, zur medizinischen und demographischen Situation erstmals auf Deutsch zugänglich macht und diese von Historikern einordnen und erklären lässt, würde wohl noch zur „Themenbezogenheit“ einer geschichtswissenschaftlichen Zeitschrift passen. Doch dass im selben Heft Šostakovičs 7. Sinfonie, „Die Leningrader“, Lidija Gincburgs „Aufzeichnungen eines Blockademenschen“ oder die Darstellung der Blockade im heutigen russischen Fernsehen behandelt werden und sogar Überlebende sich in Interviews oder Memoiren an ihre Kindheit in der belagerten Stadt erinnern, scheint nach der Logik der VG Wort den Rahmen der üblichen „Themenbezogenheit“ und der eindeutigen disziplinären Zuordnung zu überschreiten – weshalb die ganze Zeitschrift und damit jeder Beitrag an sich nicht als ein wissenschaftlicher gelten kann. Bizarr, oder?!

Dieser Eindruck verdichtet sich, wenn man das Ganze aus der Autorenperspektive betrachtet. Im Rahmen eines größeren Forschungsprojektes zur ukrainischen Geschichtspolitik und dem Umgang mit der Organisation Ukrainischer Nationalisten (OUN) und der Ukrainischen Aufstandarmee (UPA) in der zeitgenössischen Ukraine verfasste ein Autor auf der Basis derselben Quellen und desselben Sekundärmaterials zwei Manuskripte. Das erste reichte er bei den Jahr-

Manfred Sapper (1962), Dr. phil., Chefredakteur von OSTEUROPA. Dieser Text erschien erstmals in: Bibliometrie – Praxis und Forschung, 4/2015. <www.bibliometrie-pf.de/issue/view/25>.

OSTEUROPA

büchern für Geschichte Osteuropas, das zweite bei OSTEUROPA ein. Beide Manuskripte wurden veröffentlicht. In Stil, Form und Inhalt sind die beiden Publikationen erkennbar aus einem Holz geschnitzt, doch der Autor erhielt von der VG Wort den Bescheid, dass die erste eine „wissenschaftliche“, die zweite keine „wissenschaftliche“ Veröffentlichung sei. Ähnliches geschah Dutzenden anderen Autoren auch. Ein renommierter deutscher Osteuropa-Historiker, als Lehrstuhlinhaber und Direktor eines außeruniversitären Forschungsinstituts mit editorischen Qualitätsstandards der Publikationswelt und den wissenschaftlichen Usancen bestens vertraut, schrieb daraufhin: „Diese Auskunft überrascht mich, denn ich hatte die OSTEUROPA immer als wissenschaftliche Zeitschrift wahrgenommen.“ Nun mögen manche denken, sei's drum, das ist eine bürokratische Posse ohne jegliche Relevanz. Doch das ist falsch.

Die VG Wort hält trotz unzähliger Proteste von betroffenen Autoren bis heute an ihrer Praxis fest. Aus zwei Gründen verdient diese Entscheidung der VG Wort Aufmerksamkeit. Erstens handelt es sich nicht um eine x-beliebige, randständige Institution. Die VG Wort ist eine Schlüsselorganisation in der deutschen Medien- und Kulturpolitik. Durch die Ausschüttung von erheblichen Summen an alle Rechteinhaber verteilt sie reales Kapital um und weist symbolisches Kapital zu. Die in Rede stehende Entscheidung „nicht wissenschaftlich“ ist zugleich ein Sprechakt, der eine eigene Wirklichkeit schafft, die durch die normative Kraft des Faktischen auf andere Sphären des akademischen Milieus ausstrahlt und das Verständnis der Autorinnen und Autoren sowie deren Publikationsverhalten beeinflusst. Zweitens ist das Vorgehen der VG Wort insofern relevant und typisch, als dem Verdikt „nicht wissenschaftlich“ keine qualitative Auseinandersetzung mit der Frage zugrunde liegt, was eigentlich die Kriterien für „Wissenschaftlichkeit“ oder gar die Indikatoren für „wissenschaftliche Qualität“ sind. Vielmehr ist sie das Ergebnis einer rein formalen Prüfung der „Themenbezogenheit“. Sowohl dieses formale Vorgehen als auch das Denken, das in dem Beschluss der wissenschaftlichen Kommission, die etwa zur Hälfte aus Professoren besteht, zum Ausdruck kommt, sind repräsentativ für den Geist der Zeit, der heute insbesondere das universitäre Leben, aber auch die außeruniversitäre Forschung kennzeichnet. Das ist die Organisation von Lehre und Forschung nach den Prinzipien eines Wirtschaftsunternehmens, die unter dem euphemistischen Schlagwort des „neuen Steuerungsmodells“ bereits in den 1980er Jahren in der Öffentlichen Verwaltung Einzug gehalten hatte.

Damit verbunden ist das Prinzip der Evaluation (und paradoxerweise der Bürokratisierung, die es angeblich zu überwinden galt). In der Lehre führte dies dazu, dass es weniger um intellektuelle Brillanz, pädagogischen Eros und didaktische Kompetenz einer Persönlichkeit geht als um quantitative Parameter wie die Auslastung eines Studiengangs, die Studiendauer als Kostenfaktor oder die Zahl der Absolventen; in der Forschung weniger um die Qualität der Idee an sich, die Originalität, Ausstrahlung eines Gedankens auf andere Disziplinen oder die Relevanz für die Gesellschaft als vielmehr um quantifizierbare Parameter wie Mitwirkung an Großforschungsverbänden oder die Volumina eingeworbener Drittmittel, um formale Verfahren und vermeintlich objektivierbare Kriterien. Sie sind es, die über Karrieren, „leistungsorientierte Dotationen“ und Ressourcen entscheiden. Was die hier in Rede stehenden Zeitschriften angeht, so haben formale Kriterien wie Rankinglisten oder das Peer-Review-Verfahren geradezu Fetischcharakter gewonnen. Wer allein nach dieser Logik OSTEUROPA beurteilen soll, wird zum selben Ergebnis kommen wie die VG Wort. Nach derartigen Kriterien ist OSTEUROPA keine wissenschaftliche Zeitschrift. Doch ganz so einfach ist es nicht.

Interdisziplinär und akademisch

OSTEUROPA ist eine Zeitschrift mit einem wissenschaftlichen Selbstverständnis. Sie wird herausgegeben von einer akademischen Landesorganisation, der Deutschen Gesellschaft für Osteuropakunde (DGO), in der – ganz der Tradition der Aufklärung und der Idee der Universität verpflichtet – der Streit der Fakultäten gepflegt wird. Seit Jahrzehnten gibt es Fachgruppen

für Politik, Geschichte, Wirtschaft, Geographie, Religion, Literatur & Kultur, Pädagogik und Recht. „Interdisziplinarität“ avant la lettre pflegten die Gründungsväter (Mütter waren damals keine dabei), als sie 1913 in Berlin die Deutsche Gesellschaft zum Studium Russlands aus der Taufe hoben, die 1918 in die Deutsche Gesellschaft zum Studium Osteuropas umbenannt wurde. Seit der ersten Ausgabe von OSTEUROPA 1925 ist die Zeitschrift ein interdisziplinäres Organ, das sich den qualitativen geisteswissenschaftlichen Methoden, der empirischen Sozialforschung sowie dem wissenschaftlichen Objektivitätsgebot verpflichtet fühlt. Daran änderte sich im Kern trotz peinlich willfähriger ideologischer Anbiederungsversuche an die NS-Machthaber nicht einmal etwas in der dunkelsten Zeit der Zeitschrift zwischen 1933 und 1939.¹

Seit der Neugründung der Gesellschaft im Jahr 1949, nun unter dem bis heute gültigen Namen Deutsche Gesellschaft für Osteuropakunde, ist es die Aufgabe der DGO, die wissenschaftliche Erforschung Osteuropas zu fördern und die Erkenntnisse aus den verschiedenen akademischen Disziplinen in die Öffentlichkeit zu bringen. Dies geschieht durch Konferenzen, Tagungen und Veranstaltungen sowie durch diverse Veröffentlichungen. Die traditionsreichste und wichtigste Publikation der DGO ist OSTEUROPA, die seit Oktober 1951 in Neuer Folge erscheint. Als geographischer Bezugsraum wurde unter Osteuropa nun der gesamte Raum unter kommunistischer Parteierrschaft verstanden, nach dem Schisma zwischen der UdSSR und China der politische Raum, der zum sowjetischen Lager zählte. Heute behandelt OSTEUROPA die Staaten Ostmitteleuropas, Osteuropas sowie den gesamten postsowjetischen Raum einschließlich des Südkaukasus und Zentralasiens. OSTEUROPA wendet sich an eine akademisch gebildete, aufgeschlossene Leserschaft. Diese besteht zu einem großen Teil aus Multiplikatoren in Wissenschaft und Bildung, Politik und Öffentlichkeit. Wie der Merkur oder die Blätter für deutsche und internationale Politik ist OSTEUROPA eine der wenigen deutschsprachigen Zeitschriften mit akademischem Anspruch, die monatlich erscheint – aktuell im 65. Jahrgang. Unter den internationalen Zeitschriften der Area Studies mit Osteuropa-Bezug ist sie weltweit sogar die einzige Monatszeitschrift. Bei diesem Erscheinungsrhythmus und dem damit verbundenen Produktionsdruck ist ein Peer-Review-Verfahren schlicht unmöglich. Aber auch die Aufgabe des Informationstransfers aus der Wissenschaft in die Öffentlichkeit sowie der multidisziplinäre Charakter der Zeitschrift haben dazu geführt, dass OSTEUROPA eigene Kriterien entwickelt hat, um die Qualität und den Erfolg der Arbeit zu sichern.

Qualitätsstandards sui generis

Nach dem Ende des Ost-West-Konflikts hat die Globalisierung auch Osteuropa erfasst. Technisch bedeutet Globalisierung eine Verdichtung von Raum und eine Beschleunigung von Kommunikation. Sie kommt in der Einbindung Osteuropas in den globalen Informationsfluss zum Ausdruck. Internetportale, Newsletter, Websites und zunehmend auch Blogs und Soziale Medien stellen kostenlos Informationen in Echtzeit zur Verfügung und bieten einen potentiell unerschöpflichen Informationsstrom. Der Preis ist eine wachsende Unübersichtlichkeit und eine mediale Aufsplitterung der Öffentlichkeit. Viele Menschen, aber auch Medien reduzieren die Komplexität durch Spezialisierung und strikte Ausblendung von Zusammenhängen. Es mangelt an Sichtung, Einordnung und Erklärung. Diese zu leisten ist für OSTEUROPA und ähnliche Medien die eigentliche Aufgabe. OSTEUROPA entzieht sich deshalb bewusst der Ausdifferenzierung in immer enger spezialisierte Teilgebiete. In der Zeitschrift werden Politik und Kultur nicht als Gegensatz verstanden, sondern in ihrer Beziehung begriffen. Markenzeichen von

¹ Werner Markert: Das Studium Osteuropas als wissenschaftliche und politische Aufgabe, in: OSTEUROPA, April 1934, S. 395–401. Nach dem deutschen Überfall auf Polen wurde OSTEUROPA unter bis heute ungeklärten Umständen eingestellt. Zur Geschichte der Zeitschrift und der DGO: Zeit im Spiegel. Das Jahrhundert der Osteuropaforschung. Berlin 2013 [= OSTEUROPA, 2–3/2013]. – Spiegel der Zeit: OSTEUROPA 1925–2005. Traditionen, Brüche, Perspektiven. Berlin 2005 [= OSTEUROPA, 12/2005].

OSTEUROPA ist es, fundierte Hintergrundanalysen zu relevanten Fragen des Zeitgeschehens im gesamten Osten Europas zu bieten, schnell auf Ereignisse zu reagieren oder Debatten zu antizipieren und sie dann vorzulegen, wenn ein Thema auf öffentliches Interesse stößt. Die Analysen sollen grundlegende Orientierung vermitteln, Strukturen darstellen, Phänomene erklären. Eine spezifische Aufgabe besteht darin, Quellen und Primärmaterial aus dem osteuropäischen Raum, die in der deutschsprachigen Öffentlichkeit in der Regel unbekannt, aber für das Verständnis von Politik und Wirtschaft, Kultur und Gesellschaft in den behandelten Ländern unverzichtbar sind, zugänglich zu machen. Um das leisten zu können, ist ein breiter Stamm kompetenter Autorinnen und Autoren erforderlich, die im In- und Ausland rekrutiert werden. Dieses Autorennetz wird je nach Thema, Frage und Disziplin um Personen ergänzt, die im jeweiligen Forschungsfeld einschlägig sind. Grundsätzlich strebt die Redaktion an, wann immer möglich Wissenschaftler aus den diskutierten Ländern selbst zu Wort kommen zu lassen, um in einen Dialog „mit den Ländern“ einzutreten und nicht „über die Länder“ zu reden. Dieser Dialog auf Augenhöhe ist selbstverständlich geworden, wenn es um Ostmitteleuropa geht. Autorinnen und Autoren aus diesem Raum sind hervorragend vernetzt, bestimmen nicht selten die internationale Debatte in ihrem Themenfeld und bewegen sich methodisch und inhaltlich auf der Höhe des internationalen Forschungsstands. Ihre Manuskripte erfüllen (oder verfehlen) die Qualitätsstandards im selben Maße wie die von Autoren aus dem deutschsprachigen oder dem angelsächsischen Sprachraum. Für Autoren aus den postsowjetischen Ländern gilt das nicht unbedingt. Nahezu alles hängt von den politischen Bedingungen in der Heimat ab und davon, ob dort die Freiheit des Wortes, der Wissenschaft und der Forschung herrscht. Autoren aus einer zentralasiatischen Diktatur zu rekrutieren und zu erwarten, dass sie etwa die Herrschaftsform in Turkmenistan oder Usbekistan empirisch fundiert darstellen und begrifflich, methodisch und theoretisch avanciert analysieren würden, ist unrealistisch. Anders sieht es (noch!) in Russland aus, obwohl das zunehmend autoritäre Putin-Regime die Pressefreiheit bereits weitgehend beschnitten hat und auch die Freiräume für Wissenschaft immer enger werden.

Für den Zeitraum von 2004 bis 2014 gilt, dass von den durchschnittlich 144 pro Jahr in OST-EUROPA publizierten Aufsätzen ein Drittel von ausländischen Autoren stammt. Alle dürfen und sollen ihre Manuskripte in ihrer Muttersprache verfassen. Denn die Annahme, dass Akademikerinnen und Akademiker und damit alle Autoren die lingua franca Englisch auf dem erforderlichen Niveau beherrschen, hat mit der Realität nichts zu tun. Für Manuskripte in Sprachen, welche die Redaktion nicht beherrscht, werden externe Gutachten eingeholt, um ein Urteil über die Qualität zu ermöglichen. Muttersprachlich verfasste Manuskripte ziehen für OSTEUROPA zwar höhere Übersetzungskosten sowie einen größeren redaktionellen Aufwand nach sich. Doch dies wird durch den Qualitätsgewinn infolge der größeren begrifflichen Klarheit, argumentativen Genauigkeit und Differenziertheit im Urteil, was gerade für sozial- und geisteswissenschaftliche Texte von enormer Bedeutung ist, mehr als aufgewogen. Die Publikationssprache in OSTEUROPA ist ausschließlich Deutsch.

Ein weiterer Unterschied zwischen OSTEUROPA und den meisten fachwissenschaftlichen Zeitschriften besteht darin, dass OSTEUROPA nicht danach strebt, sich ausschließlich die Rationalität einer akademischen Disziplin oder gar einer spezialisierten Teildisziplin zu eigen zu machen. Die Zeitschrift ist aber auch nicht der verlängerte Arm eines anderen Milieus, etwa der Politik. OSTEUROPA sitzt gewissermaßen zwischen den Stühlen der Wissenschaft, der Politik, der Medien oder der Bildung. Wer dort sitzt, aber dennoch Wissen verbreiten und öffentlich wirken will, muss zur Kenntnis nehmen, welcher Rationalität die anderen Milieus folgen und unter welchen Bedingungen der Transfer von Wissen aus der Wissenschaft in Politik, Öffentlichkeit und Bildung überhaupt stattfindet und Erfolg haben kann. Ziel von OSTEUROPA ist es daher, die Hefte und Beiträge so anzulegen, dass sie die größtmögliche Schnittmenge von Interessenten aus den unterschiedlichen Milieus ansprechen. Um diese zu erreichen, sind gewisse Bedingungen zu beachten. Gelingt dies, lassen sich daraus einige qualitative und quantitative Erfolgskriterien ableiten.

Erstens: die Sprache. Eine Leitlinie für die redaktionelle Praxis lautet: Jeder interessierte Leser muss in der Lage sein, die Texte zu verstehen. Es gibt kein Manuskript, das nicht Zeile für Zeile sprachlich, begrifflich, faktisch und inhaltlich redigiert wird. Das bedeutet, dass Autor und Redaktion abwechselnd mitunter mehrmals ein Manuskript durcharbeiten und es verbessern, ehe es publikationsreif ist. Vor allem das, was in manchen Kreisen fälschlicherweise als der „gute Ton der Wissenschaft“ gilt, häufig aber nichts anderes ist als eine sprachliche Deformation, fliegt raus: Dazu gehören Ankündigungsprosa, Jargon, Metatext, Selbstreferentialität, Begriffsbildung um der Begriffsbildung willen, Umständlichkeit, akademische Duftmarken zur Selbstverortung in Netzwerken, Fußnotenexzesse.

Zweitens: die Relevanz. Die Bedeutung eines Themas muss sich sofort erschließen. Wenn in der Öffentlichkeit Themen bereits regelmäßig behandelt werden und somit schon ein Resonanzraum existiert, ist es einfach, Hintergrundanalysen einzuspeisen. Das gilt etwa für Ereignisse wie den Euromajdan, historische Jahrestage und Jubiläen oder erklärungsbedürftige politische Phänomene wie die Langlebigkeit des Herrschaftssystems in Belarus. In anderen Fällen überprüft die Redaktion das Kriterium, ob ein Thema anschlussfähig an Fragen und Debatten in unterschiedlichen Milieus ist oder das Erkenntnisinteresse und die Forschung mehrerer Disziplinen betrifft. Für historische Stoffe bedeutet das, dass OSTEUROPA primär Themen mit zeitgeschichtlicher, geschichtspolitischer oder erinnerungskultureller Bedeutung behandelt. Zu enge oder abgelegene Themen finden ebenso wie Fragestellungen aus der frühen Neuzeit nur in Ausnahmefällen Berücksichtigung.

Drittens: das Timing. Informationen müssen genau in dem Moment vorliegen, in dem die Öffentlichkeit und die Politik aufnahmebereit sind. Für die Autorinnen und Autoren von OSTEUROPA bedeutet das, dass sie in der Lage sein sollten, binnen kürzester Zeit ihre Manuskripte zu verfassen. Die Rede ist von maximal vier Wochen. Wer über seinen Stoff verfügt, sollte das können. Grund für diesen Zeitdruck ist, dass die Aufmerksamkeit in Öffentlichkeit und Politik äußerst flüchtig ist. Wer etwa Hintergrundinformationen zum Krieg im Donbass sucht, wird nicht ein halbes oder gar ein Jahr warten, ehe die Beiträge aus der Wissenschaft vorliegen. Trotz der kurzen Produktionszeit sollen auch diese Manuskripte problemorientiert und systematisch angelegte Analysen sein, unbekanntes Primärmaterial verarbeiten und über das hinausgehen, was in faktenzentrierten Tageszeitungen, Newslettern und sozialen Medien zirkuliert. Der Zeitfaktor ist auch ein Argument für die Beibehaltung einer hohen Erscheinungsfrequenz. Ein kurzer Erscheinungsrhythmus eröffnet mehr Flexibilität und bessere Voraussetzungen, um Aufmerksamkeit zu erzielen als dies Quartalszeitschriften (wie Europäische Rundschau oder Slavic Review) oder Halbjahreszeitschriften (wie Transit oder Forum) gelingen kann.

Viertens: Orientierung am Leseverhalten. Zeitungen und Zeitschriften stehen zunehmend unter Druck. Dies ist die Folge des technischen Wandels, insbesondere der Digitalisierung und des kostenlosen Informationsflusses im Netz und des daraus folgenden veränderten Leseverhaltens. In konsolidierten Zahlen sinkt seit Jahren die Zahl der Käufer und Abonnenten von Printmedien. Das gilt für Publikumszeitschriften wie für Fachzeitschriften. Bei Letzteren, auch unter den historiographischen Fachzeitschriften, ist in den vergangenen anderthalb Jahrzehnten ein zum Teil dramatischer Rückgang der Auflage zu beobachten, was aber auch mit den geänderten Zugangsbedingungen über universitäre Intranetze und Zeitschriftendatenbanken zu tun hat. Unter Privatpersonen oder gar Studenten neue Abonnenten zu gewinnen, ist schwierig. Offene Hefte, mithin das klassische Genre der Zeitschrift, in denen verschiedene Themen nebeneinander abgehandelt werden, laufen Gefahr, zwischen tagesaktuellen Medien und Büchern ignoriert zu werden.

Fünftens: die Themen. Als eine Reaktion auf das veränderte Leseverhalten ist OSTEUROPA Ende 2002 dazu übergegangen, in größerem Umfang monothematische Hefte zu produzieren. Pro Jahr erscheinen durchschnittlich fünf Themenhefte. Sie haben sich bewährt. Bei der Titelaufnahme werden sie gleichzeitig als Buch behandelt, und sie erhalten neben der regulären

Internationalen Standardnummer für fortlaufende Sammelwerke (ISSN) noch eine ISBN. Dadurch sind die Themenhefte in der Bibliothek und im Buchhandel leichter zu finden. Sie sind besser geeignet als offene Hefte, Wissen zu generieren und Aufmerksamkeit zu wecken. Zahlreiche OSTEUROPA-Themenhefte sind zu Referenzwerken geworden. Das gilt etwa für „Vernechtung durch Hunger. Der Holodomor in der Ukraine“ (OE 12/2004), „Das Lager schreiben. Varlam Šalamov und die Aufarbeitung des Gulag“ (OE 6/2007), „Die Macht der Musik. Mieczysław Weinberg: eine Chronik in Tönen“ (OE 7/2010), „Logbuch Arktis. Der Raum, die Interessen und das Recht“ (OE 2–4/2011) oder „Quo vadis, Hungaria? Kritik der ungarischen Vernunft“ (OE 12/2011). Erst die Einführung von Themenheften hat der Redaktion die Möglichkeit eröffnet, projektgebundene Drittmittel einzuwerben. Zuvor war das unmöglich, da Stiftungen keine laufenden Projekte fördern, eine Zeitschrift aber per definitionem ein solches ist. Die Einwerbung von Drittmitteln gestattet es, Übersetzungen zu finanzieren und die Qualität der Bände zu verbessern. Sie verkaufen sich auch besser als „offene“ Hefte. Und nur von monothematischen Bänden lassen sich Lizenzen verkaufen, wie es etwa mit dem handbuchartigen Band „Machtmosaik Zentralasien“ (OE 8–9/2007) oder dem Ukraine-Länderheft „Schichtwechsel“ (OE 2–4/2010) gelang. Das erhöht wiederum die Auflage und die Reichweite und stärkt den Wissenstransfer. Das sind quantifizierbare Qualitätskriterien.

Sechstens: die Rezeption. Ein weiteres quantifizierbares Qualitätskriterium von OSTEUROPA ist die öffentliche und fachwissenschaftliche Kritik. Es gibt nahezu kein Heft mehr, das nicht rezipiert wird. In der Regel geschieht dies durch Rezensionen und Features sowie Einladungen von OSTEUROPA-Autoren unter Bezugnahme auf die Zeitschrift, aber auch durch die Übersetzung und Verbreitung von einzelnen Texten in andere Sprachen. OSTEUROPA ist seit 2004 Mitglied im Zeitschriftennetzwerk eurozine (www.eurozine.com), was eine kontinuierliche digitale und kostenlose Verbreitung eines Beitrages aus jedem Heft sowie die Übersetzung in andere Sprachen bedeutet. Einzelne Aufsätze wie etwa die von Karl Schlögel oder die aus der Feder der Suhrkamp-Lektorin Katharina Raabe zur osteuropäischen Literatur erscheinen so binnen kürzester Zeit in einem halben Dutzend Sprachen und stärken die internationale Sichtbarkeit von OSTEUROPA.

Siebtens: die Visualisierung von Information. Erheblichen Einfluss darauf, ob der Informationstransfer aus der Wissenschaft in die Öffentlichkeit sowie die Transformation von Information in Wissen gelingt, hat der Einsatz von Bildern und Karten. OSTEUROPA verwendet erhebliche Mittel und Anstrengungen auf die Recherche und die Erarbeitung von Karten. Daten zu politischen, wirtschaftsund sozial sowie wahlgeographischen Fragen werden aggregiert und visualisiert. Daneben gibt es naturräumliche und historische Karten. Diese werden Multiplikatoren zur Verfügung gestellt. Das Kartenarchiv zählt über 500 Einheiten und wird jährlich um etwa 50 erweitert.

Doch das alles funktioniert nicht ohne Geld. Eines der banalsten, zugleich aber wichtigsten Erfolgskriterien ist, ob es gelingt, die Zeitschrift in Form von Abonnements, Einzelheften, Lizenzen oder einzelnen Texten als pdf-Datei digital zu verkaufen. Wie alle anderen Fachzeitschriften ist OSTEUROPA nicht kostendeckend. Zu erinnern ist daran, dass selbst eine der erfolgreichsten und besten deutschen Monatszeitschriften mit akademischem Anspruch, der Merkur, des jährlichen Engagements durch die Klett-Stiftung bedarf, um existieren zu können. OSTEUROPA ist weder zu 100 Prozent von einem Institut noch von einem Geldgeber aus der Politik oder von einer Stiftung finanziert. Die gemeinnützige DGO als Herausgeberin der Zeitschrift trägt etwa ein Drittel der Kosten, zwei Drittel müssen durch den Verkauf erlöst oder durch die Einwerbung von Drittmitteln gedeckt werden.

Die reguläre Auflage der einzelnen Hefte beträgt zwischen 1600 und 2200 Exemplare. Erfolgreiche Themenhefte erreichen auch deutlich mehr: 2500 (Holodomor, OE, 12/2004, Šostakovič, OE 8/2006) oder 3100 Exemplare (Šalamov, OE 6/2007); Hefte, von denen Lizenzausgaben produziert wurden, erreichen 4100 (Ukraine, OE 2–4/2010) oder 7100 Exemplare (Zentralasien, OE 8–9/2007). Grundsätzlich gilt, dass sich historiographische Themenhefte besser ver-

kaufen als gegenwartsbezogene, und Länderhefte (zu Belarus, OE 2/2004, 12/2010; Polen, OE 11–12/2006 und 5–6/2011, Russland, OE 6–8/2012, Ukraine, OE 5–6/2014 und 9–10/2014) besser als problemorientiert angelegte (z.B. Samizdat und Dissidenz OE 11/2010) sowie biographische (Šostakovič, Weinberg, Lutosławski, OE 11–12/2012) besser als systematische Hefte zu Kulturfragen (Fixstern Amerika, OE 1/2011).

Solange OSTEUROPA jedes Jahr eine Summe im niedrigen sechsstelligen Bereich erwirtschaften muss, sind Forderungen nach einem vollständigen Open Access nicht umzusetzen. Doch der digitale Zugriff auf die Hefte, Texte und das andere Material von OSTEUROPA wird einfacher. Im Sommer 2015, zum 90. Geburtstag der Zeitschrift, wird es einen Relaunch der OSTEUROPA-Website geben. Die fundierten Hintergrundanalysen aus den Heften werden dann durch aktuelle Beiträge in digitalen Dossiers sowie andere Angebote ergänzt.